



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Speck, Wilhelm: Nochmals die Fürsorge für die entlassenen  
Strafgefangnen : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Nochmals die Fürsorge für die entlassenen Straf- gefangenen

Von Wilhelm Speck

(Schluß)



ehr richtig deutet der Verfasser des gegnerischen Aufsatzes an, daß uns auch unsre Ehrlichkeit zuweilen hinderlich ist. Wer wirklich ehrliche Arbeit sucht, sagt er, wird doch nicht so dumm sein, sich an einen Verein zu wenden, dessen Vermittlung seine Vergangenheit an die große Glocke hängt, während er sie andererseits weder seinem Arbeitgeber noch seinen Kollegen auf die Nase zu binden braucht. Nun muß ich zunächst sagen, auch in dieser Beziehung sterben die Dummen nicht aus. Die Leute wissen jedoch, daß bei der Vermittlung durch die Vereine ihre Bestrafung noch nicht in alle Welt hinausgeläutet zu werden braucht, daß die Vereinsorgane aber am allerwenigsten den Arbeitskollegen der Entlassenen darüber Vortrag halten. Dem Arbeitgeber selber schenken wir allerdings reinen Wein ein und zwar seinetwegen, aber auch im eigensten Interesse des Entlassenen, und ich kann wohl sagen, nicht wenige Entlassene wollen es auch gar nicht anders, weil sie wissen, daß Unwahrheit und Täuschung ihnen nicht helfen kann, vielmehr die Strafe hinterher kommt, sobald einmal durch einen Zufall der Schleier gelüftet wird. Darüber habe ich auch meine Erfahrungen gesammelt, statt der gewöhnlichen Fälle will ich aber lieber einen erzählen, der freilich besonders liegt und anders, als die übrigen beurteilt werden will. Ein achtzehnjähriger Mensch hatte sich eines Eigentumsvergehens schuldig gemacht und war mit einigen Monaten Gefängnis bestraft worden. Bei seinem Abgang hatte er dem Anstaltsgeistlichen in die Hand versprochen, ein ehrlicher Mensch zu werden, und er hat dieses Versprechen gehalten. Nach Ableistung seiner Militärpflicht, und nachdem er die erforderlichen Prüfungen abgelegt hatte, wurde er Weichensteller zweiter Klasse, erster Klasse und schließlich Verwalter einer Haltestelle, nebenbei auch Vater einer zahlreichen Familie. Über seine Bestrafung hatte er nichts verlauten lassen; er hätte sie nicht verleugnet, da man ihn aber nicht darum befragte, hatte er auch nicht geglaubt, Veranlassung zu haben, sie aus freien Stücken bekannt zu machen. Da, nach zwölf Jahren, fand sich ein Bube, der den Denunzianten spielte, und nun kam die Strafe nach. Obwohl seine Vorgesetzten tiefes Mitleid mit ihm fühlten, konnten sie ihm doch nicht helfen: aus dem Staatsdienst mußte er heraus. Man könnte freilich sagen, wenn der Mann gleich im Anfang ehrlich gewesen wäre, dann wäre er gar nicht angestellt worden, jetzt hatte er doch wenigstens zwölf Jahre zu leben gehabt. Ohne Zweifel, aber bei seinen tüchtigen Eigenschaften würde er sich inzwischen eine andre Stellung erworungen haben, die ihn nährte. So aber erlebte er einen großen Schmerz und

geriet, wenn wir es recht bedenken, eigentlich in eine Lage, in der mancher andre ein Lump geworden wäre. Wir halten es für unsre Pflicht, immer offen vorzugehen, weil wir nur auf diese Weise gute und dauernde Erfolge erwarten können. Daß mancher gerade deshalb einen Entlassenen zurückweist, weil man ihn über dessen Vorleben unterrichtet hat, und sich häufig lieber mit Gefindel von der Straße behilft, als einmal mit offenen Augen ein gutes Werk zu thun, das muß eben ertragen werden. Man erlebt in dieser Beziehung lustige Dinge. Bei einem Geschäftsmanne wollte ich einmal einen wegen Körperverletzung vorbestraften, sehr brauchbaren jungen Menschen als Hausdiener unterbringen, mir wurde jedoch die Antwort: Um Gottes willen keinen aus dem Gefängnis, ich muß ehrliche Leute haben. Einige Zeit später fand ich bei ihm einen Hausdiener, der mir wohl bekannt war, es war ein Schlosser von Beruf, ein Einbrecher aus Neigung. Gar manchem mangelt jegliches Verständnis für die alte gute Christenpflicht, einem armen Sünder wieder emporzuhelfen. Höchstens bekommt man zu hören: Es ist ja sehr edel, was Sie treiben, aber ich danke. Der Verfasser des Aufsatzes macht den Vorständen der Vereine den Vorwurf, sie wollten andern Arbeitskräfte aufnötigen, hüteten sich aber sehr wohl, das eigne Fell naß zu machen. Ich kann ihn darüber beruhigen, auch die Vereinsvorstände bedienen sich der dargebotnen Arbeitskräfte, wenn es sich so fügt; daß sie ihre Dienstboten darum entlassen sollen, um immer mit einem guten Beispiel voranzugehn, wird kein vernünftiger Mensch verlangen. So anmaßend sind wir auch nicht, daß wir es jemand zumuteten, nur gleich sein gesamtes Personal aus dem Zuchthaus zu beziehen. Das wäre ja für uns bequem, aber recht wäre es uns doch nicht. Die Entlassenen muß man dünn säen, da wo sie gleich haufenweise zusammenkommen, verdirbt einer den andern. Unsre Offenheit hat übrigens noch nie zur Folge gehabt, daß die Notlage der Entlassenen von den Arbeitgebern und Herrschaften zur Lohnrückerei benutzt wurde. Die Löhne hielten immer die ortsübliche Höhe ein und waren häufig über Erwartung anständig. Wo in einzelnen Fällen der Arbeitgeber wegen der mangelnden Fertigkeit des Entlassenen zunächst nur ein geringes Entgelt zahlen konnte, haben wir eine Zeit lang einen Zuschuß gewährt, bis der Lohn eine genügende Höhe erreicht hatte. Das ist, glaube ich, ein oder zwei mal geschehn. Die übrigen Vereine verfahren meines Wissens ebenso. Was insbesondre den Berliner Verein angeht, so schickt er die allergeringsten Arbeiter — Hofgänger —, die die Landarbeit erst erlernen müssen, nur dann aus, wenn ihnen bei freier Station und Wäsche mindestens 72 Mark Jahreslohn zugesichert wird. Hat der Hofgänger sich einige Kenntnisse in den landwirtschaftlichen Arbeiten angeeignet, so erhält er als Kleinnecht oder Viehwärter einen höhern Lohn (120 bis 150 Mark). Wirkliche Knechte erhalten nach den Angaben des Vereins, die auch durch meine eignen Erfahrungen bestätigt werden, bei freier Station 180 bis 300 Mark. Die Behauptung, daß der Berliner Verein einen seiner Schützlinge gegen einen Wochenlohn von 3 Mark verkuppelt habe, wird mir von dem Dirigenten des Vereins als unwahr erklärt. Ich vermute, daß der betreffende Bursche neben freier Kost und Wohnung einen baren Lohn von 3 Mark erhalten hatte, dies aber, um eine mildere Beurteilung zu erlangen, klüglich verschwieg. Der Berliner Verein schickt auch Revisoren aus, die sich schon über die Beschaffenheit des Arbeitsplatzes und die Eigenschaften des Arbeitgebers unterrichten werden. Wie blinde Leute laufen doch auch die Berliner nicht in der Welt herum. Es kann ja aber auch einmal passieren, daß man an einen faulen und gewissenlosen Arbeitgeber gerät. Man wird es bedauern und sich das nächste mal besser in acht nehmen. Wir irren alle.

Beschäftigen wir uns nun noch einen Augenblick mit den Arbeitsgenossen des Entlassenen. Es soll ja auch eine tendenziöse Erzählung der für ihre Klasse Propaganda machenden Vereine sein, daß menschenfreundliche Fabrikanten zuweilen gern die Hand bieten wollten, aber die bösen Arbeiter ließen es nicht zu. Ich könnte auch davon einige Stückchen erzählen, aber nur eins möge hier seinen Platz finden, das den Vorzug hat, die Menschenfreundlichkeit eines Arbeitgebers ganz besonders deutlich zu zeigen. Vor Jahren wollte ich einen mehrfach bestrafte Maschinisten auf seinen Wunsch bei einer Dampfschiffahrtsgesellschaft unterbringen. Auf meine warme Empfehlung hin nahm der Direktor der Gesellschaft ihn auch an, aber mit dem Bedenken, seine Bestrafung dürfe der übrigen Arbeiter wegen nicht bekannt werden. Leider verlautete doch darüber etwas, und nun sandte der Direktor, der wirklich ein menschenfreundlicher Mann war und sein Wort gern halten wollte, unsern Pflingling zuerst nach London und ließ ihn dort vorläufig unterbringen, von England aus berief er ihn dann später in den Dienst der Gesellschaft, und ich hoffe, daß der Mann diese Weitläufigkeiten gelohnt hat. Aus der Luft gegriffen sind also diese Erzählungen nicht, ich lege ihnen aber gleichfalls nicht viel Bedeutung bei, trotzdem daß mir zufälligerweise in den letzten Wochen mehrere male von Arbeitgebern gesagt worden ist: Der Mann muß aber still sein, die andern Arbeiter dürfen von seiner Bestrafung nichts wissen! In den Großstädten verschwindet ein einzelner trüber Tropfen unter den übrigen Tropfen sehr schnell, in den kleinen Städten bleibt er länger erkennbar, aber wenn nicht politische Verhältnisse mitwirken, werden die Arbeiter nicht so leicht auf die Verabschiedung des entlassenen Gefangenen dringen, höchstens ärgeren sie ihn hinaus. Ein braver Arbeiter sagte mir einmal: Es ist mir durchaus nicht einerlei, wer neben mir arbeitet, ebenso wenig wie es Ihnen oder einem andern gleichgültig sein kann. Ich würde nie etwas darüber sagen, aber angenehm ist es mir nicht, wenn ein entlassener Strafgefangener an meiner Seite arbeitet.

An und für sich sehe ich in der Ablehnung des verbrecherischen Menschen auch durchaus nichts beklagenswertes, es wäre im Gegenteil betrübend, wenn es anders wäre. Dadurch eben giebt sich die Mißbilligung der bösen That zu erkennen, und es ist für den Rechtsbrecher sehr heilsam, wenn er sieht, daß er sich durch schlechtes Handeln zu einem einsamen, von allen Guten gemiednen Menschen macht, aber er soll auch sehen, daß er durch ein ernstes und gewissenhaftes Leben wieder die Scharte ausweihen kann. Natürlich ist der Grund der Ablehnung keineswegs immer in einem idealen Gefühl zu suchen, es mögen sich hinter der angeblichen moralischen Entrüstung sehr irdische Motive verbergen, oder es mag der Umstand mitwirken, daß die entlassenen Sträflinge zuweilen sehr unangenehme Genossen sind. Ich gestehe es sogar bereitwillig zu, daß durch die heutige Anwendung der kurzen Freiheitsstrafe und ihre Androhung auch bei Handlungen, die in keiner Weise eine sittliche Verirrung voraussetzen, in der That eine Abstumpfung des feinen Gefühls erfolgt ist, aber daß es so weit gekommen ist, wie der Verfasser in seinem Aufsatz erzählt, daß oftmals Taschendiebe und Paletotmarder, weil sie zufällig gleichzeitig mit einem „Genossen“ entlassen wurden, von Hunderten ganz rechtlicher Arbeiter gefeiert worden wären, als wären sie die edelsten Märtyrer der Freiheit, das ist mir neu. Daß man im Volke die einzelnen Vergehen verschieden wertet und nicht alles in einen Topf wirft, habe ich bemerkt. Körperverletzungen werden in einzelnen Gegenden als ein harmloses Vergnügen angesehen, wenigstens so lange nicht die eigne Haut in Mitleidenschaft gezogen ist, man denkt auch über die deswegen verhängte Strafe milder, aber, wie es mir scheint, macht man noch immer einen großen Unterschied

zwischen einem Taschendiebe und einem Genossen, der sich an den Arbeiteridealen die Flügel verbrannt hat, zwischen einem Paletotmörder und einem Manne, der ein Opfer seines leidenschaftlichen Temperaments oder schwerer Unglücksfälle geworden ist.

Hoffentlich ist es mir gelungen, zu zeigen, daß die Fürsorge für entlassene Strafgefangene in sehr vielen Fällen keineswegs ein überflüssiges Prunkstück unter den vielen „fragwürdigen Wohltätigkeitsanstalten“ unsrer Zeit ist, sondern daß sie recht gute Dienste im Kampfe gegen das Verbrechen zu leisten vermag, wenn sie nur ihre Schuldigkeit thut. Aber entsprechen ihre Thaten der guten Absicht? Unser Gegner hat leider eine sehr schlechte Meinung darüber, denn er sagt: Etwas andres als Absonderlichkeiten haben die Vereine für entlassene Strafgefangene überhaupt noch nicht zu Tage gefördert und werden es wohl auch in Zukunft nicht thun. Er weist dann darauf hin, daß nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Entlassenen die Hilfe der Vereine in Anspruch nähme, eben weil die Stellen, über die die Vereine gewöhnlich verfügen, für einen tüchtigen Arbeiter nichts Verlockendes hätten, daß gerade unter denen, die die Hilfe der Fürsorgevereine in Anspruch nehmen, der Prozentsatz der Rückfälligen am größten wäre, und läßt schließlich seine Vorwürfe in der eigentlich ungeheuerlichen Behauptung gipfeln, daß die Vereine, statt das Verbrechen einzudämmen, es immer neu züchteten. Ich habe darauf folgendes zu erwidern: Wenn sich wirklich nur ein kleiner Prozentsatz der Entlassenen an die Fürsorgevereine wendet, so würde ich annehmen müssen, daß dieser Prozentsatz die alleruntüchtigsten und haltlosesten Personen umfaßt, und dann weiter schließen, daß es in diesem Falle gar nicht zu verwundern wäre, wenn unter den Pflinglingen der Vereine so viele rückfällig werden. Niemals aber würde ich dies den Vereinen zur Last legen, so wenig, wie es mir einfallen könnte, von einem Heilort, der nachweislich die Zuflucht der allerhoffnungslosesten Kranken ist, zu sagen: In diesem Heilort wird das Siechtum und das Hinsterben geradezu gezüchtet. Aber ich glaube auch nicht einmal, daß die Behauptung unsers Gegners ganz allgemein giltig ist. In der That mag ja ein großer Teil der Entlassenen an den Vereinen vorbeischwimmen, immerhin haben die Vereine noch genug zu thun. In den Jahren 1883 bis 1895 haben sich beim Berliner Verein 43309 Entlassene gemeldet, von denen 33632 untergebracht worden sind. Häufig haben die Gefangenen zunächst keine rechte Vorstellung davon, was ihnen ein Fürsorgeverein etwa helfen könne, und sie melden sich erst nachträglich, nachdem sie ihr Glück auf eigne Faust vergeblich gesucht und ihren Arbeitsverdienst verzehrt haben. Wo jedoch die Anstalt in enger Beziehung zu dem Verein steht, da ist der Prozentsatz der Arbeitssuchenden gar nicht gering. Beispielsweise haben von den im Jahre 1896/97 aus dem Gefängnis in Cottbus dem Fürsorgeverein überwiesenen 98 Entlassenen\*) ihrer 37 um Arbeitsvermittlung gebeten, im Jahre 1897/98 thaten dies von 115 Entlassenen 42, das sind also, wenn ich richtig gerechnet habe, etwa 36 und 46 Prozent der Entlassenen. Einige, die anfangs auf die Hilfe des Vereins verzichteten, haben außerdem noch nachträglich darum gebeten. Um nun auch hinsichtlich der Rückfallsziffer nicht ganz ins Blaue hinein zu behaupten — sichere Zahlen lassen sich ja nicht leicht geben —, habe ich mir das Verzeichnis der während der drei letzten Jahre aus derselben Anstalt überwiesenen Leute angesehen und allerdings unter den Entlassenen, die sich bei dem Verein nur ihr Arbeitsgeschenk abgeholt, für weitere Für-

\*) Das Gefängnis überweist dem Verein alle Gefangenen, die nach Cottbus entlassen werden.

sorge aber gedankt haben, eine ganze Anzahl rückfälliger Personen entdeckt. Bei den übrigen, die allein als Pfléglinge des Vereins anzusehen sind, konnte ich die Rückfälligkeit nur in sehr wenigen (zehn) Fällen feststellen. Die Zahl wird aber in Wirklichkeit größer sein, da wir eine Anzahl Leute aus den Augen verloren haben. Von einem Teil der übrigen, die noch vor unsern Augen herumlaufen, läßt sich freilich nur sagen, daß sie nicht wieder bestraft worden sind, sonst lassen sie viel zu wünschen übrig. Von etwa zwanzig der Vereinspfléglinge glaube ich jedoch mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß sie, und zwar mit Hilfe des Vereins, für immer als gerettet gelten können. An einigen würde der geehrte Leser seine helle Freude haben, zumal wenn er sie in ihrem frühern Zustande gesehen hätte. Das sind allerdings nur ungefähr fünf Prozent. Mit großen Ziffern können nicht alle Vereine arbeiten, dazu verfügen sie teilweise über allzu wenig Hilfskräfte. Wenn aber die Zahlen auch noch kleiner wären, so würde ich nicht glauben, daß Zeit, Geld und Mühe vergeblich angewandt worden wären. Die Arbeitsstellen, über die die Vereine gewöhnlich verfügen, sind allerdings im großen und ganzen sehr einfacher Art, und sie haben, wie ich gern zugestehen will, für den tüchtigen Arbeiter, insbesondre den Mann aus bessern Ständen, vielfach nichts verlockendes. Wäre es aber anders, dann würde man uns ja den arbeitslosen unbescholtenen Arbeiter, der von unverständigen Philanthropen einem Zuchthäusler aufgeopfert wird, noch deutlicher vor Augen rücken. Wir haben unsre Entlassenen hauptsächlich in die landwirtschaftlichen Betriebe, in die Kohlengruben, zum Straßen- und Kanalbau, zu Handwerkern, einige wenige auch in die Fabriken und in kaufmännische Geschäfte weisen können. Knechte und Mägde fanden ausnahmslos Stellen, wie man sie sich nicht besser wünschen kann, die übrigen hatten Gelegenheit, sich ehrlich ihr Brot zu verdienen und sich auch ein Zeugnis zu erwerben, das ihnen den Weg in eine bessere Stellung bahnte. Die Fabrikation falscher Arbeitsatteste scheint aber in der Provinz noch nicht so schwungvoll betrieben zu werden, sonst hätten sich einige Entlassene, die entschieden nicht skrupulös waren, viel leichter gemacht.

Wenn behauptet würde: die Vereine seien trotz redlicher Bemühung häufig nicht imstande, das zu leisten, was man von ihnen fordern könne, und was sie selber in ihren Satzungen zu leisten versprochen, so hätte ich nichts dagegen einzuwenden. Aber daß sie in zahlreichen Fällen mit Erfolg eingreifen, kann nicht bestritten werden. In einer Beziehung wird, wie ich glaube, mitunter großes geleistet, nämlich in der Pflege der Familien, deren Ernährer in Strasshaft sind. Oder rechnet man auch diese Liebesarbeit für eine Absonderlichkeit? Manchem kommt es freilich sonderbar vor, daß die fleißigen und sparsamen die faulen und nichtsnutzigen unter ihren menschlichen Brüdern ernähren müssen, aber über diese Notwendigkeit werden wir nun einmal nicht hinwegkommen. Manchmal läuft einem selber die Galle über, wenn man sieht, wie der Mann herumstrolcht und seine Kinder andern überläßt, und wenn es ihm selber weh thäte, möchte man die Kinder hungern und frieren lassen, aber es thut nicht ihm wehe, sondern den kleinen unschuldigen Wesen, die lediglich Mitleid verdienen und Erbarmen. Hier muß die Armenpflege das meiste thun und die Polizei. Wie ich höre, wird auch das neue Bürgerliche Gesetzbuch eine Handhabe bieten, gegen unverbesserliche Trunkenbolde mit größerer Schärfe vorzugehen. Es sieht jedoch nicht immer so traurig aus, zuweilen blutet dem Vater oder der Mutter das Herz über das, was sie angerichtet haben. Dann wieder finden wir, daß der bestrafte Teil der Ehegatten doch nicht allein schuldig ist, sondern daß auch der andre Teil, zum Beispiel die Frau, durch Faulheit, schlechte Lebensführung und Unsauberkeit zu dem Unglück des Hauses sehr viel beigetragen hat.

Ich habe da gesehen, was eine Pflegerin oder ein Pfleger, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, alles auszurichten vermögen, nicht nur durch das Geld, das sie bringen, sondern durch Rat, Mahnung und Unterweisung. Und nun denke man noch an die Familien, bei denen gerade noch soviel Schimmer frühern Wohlstands vorhanden ist, daß die Armenpflege nicht einzutreten braucht. Wie viel Kummer und heimliche Not wird da still getragen, welcher Heldennut im Dulden offenbart sich aber auch in mancher Frauenseele! Und wie manche Thräne wird da auch durch die Liebesgaben des Vereins getrocknet, wie manches bekümmerte Herz immer wieder ermutigt. Hier kann ich nicht mit Zahlen kommen, man muß mir so glauben. Wer aber auch in dieser Art von Liebesthätigkeit nur ein krankhaftes Humanitätsgefühl — um das abscheuliche Wort Humanitätsdusel zu vermeiden — zu sehen vermag, der bedenke, daß jede Gefangnenfamilie, die wir wirtschaftlich und moralisch verkommen lassen, der geeignete Boden ist, auf dem eine Brut neuer Verbrecher heranwächst, die sich später an uns rächen werden für das, was an ihnen versäumt worden ist. Und wer eine Neigung für die Herstellung von Bilanzen hat, kann sich, wie ich glaube, bald ausrechnen, daß da, wo ein verständiger Fürsorgeverein arbeitet, dem Gemeinwesen aus den beigesteuerten Scherflein ein sehr anständiger Nutzen erwächst. Die großgewordnen Verbrecher kosten viel mehr!

Ist diese Art der Fürsorge häufig eine Quelle der reinsten und schönsten Freuden, so wird die Arbeitsvermittlung immer eine schwere Sorge der Vereine bleiben, weil die Arbeitslast auf sehr wenigen Personen ruht. Hätte der Gegner des Schutzwesens, statt den Mitgliedern der Vereine auch noch das Hingeben eines mehr oder weniger großen Scherfleins zu verleiden, ein kräftiges Wörtchen darüber geredet, daß sie sich nicht damit begnügen möchten, ihren Obolus allfährlich zu opfern, sondern daß sie mit ihrem Wissen, ihrer Erfahrung, ihrem Einfluß und dem ungeprägten Gold ihres Herzens helfen sollten, so würde ich ihm alle seine übrigen bittern Worte vergeben haben. Ich möchte die Vereine bei dieser Gelegenheit noch gegen den doppelten Vorwurf der Hartherzigkeit und der Dummheit in Schutz nehmen. Es wäre allerdings sehr hartherzig, wenn man einen unbescholtnen Arbeiter deshalb abweisen wollte, weil er noch nicht bestraft ist. Obwohl wir uns nach unsern Satzungen selbstverständlich bestimmte Grenzen stecken und auch andern ihr Teil Arbeit überlassen müssen, würden wir doch einen solchen unbescholtnen Menschen, den die Not an die Thür des Fürsorgevereins treibt, nicht zurückweisen, sondern uns seiner redlich annehmen. Auch der Berliner Verein erklärt mir, daß er einem solchen Menschen schon deshalb, weil er durch Arbeitsmangel der Bestrafung und Schande verfallen könnte, ohne weiteres Hilfe gewähren würde. Im allgemeinen aber — das wird jeder einsehen — müssen sich solche Leute anderswohin wenden, wir haben ja unsre bestimmte Aufgabe. Ein Zeichen von hervorragender Dummheit wäre es aber, wenn wir irgend einem nichtsnutzigen Burschen, der sich vor des Winters Tücken zunächst ins Gefängnis geflüchtet hätte und nach seiner Entlassung mit einer Empfehlung des Anstaltsgeistlichen, die übrigens nicht blindlings erteilt wird, zu uns käme, nun gleich auf einen Monat Schlafstelle und Kaffee gäben. Das hieße allerdings die Faulheit stärken, ich kann es aber nicht glauben, daß die Vereinsvorstände solche Thorheiten begehn. Der Berliner Verein erklärt mir, daß er derartige Wohlthaten nur vorübergehend gewähre, auf mehrere Wochen nur dann, wenn der betreffende Schützling in Berlin selbst Stellung erhalten solle, aber seinen Dienst erst später antreten könne, oder wenn er seinen Gehalt erst später empfinde, also nur in solchen Fällen, wo es gilt, einen Entlassenen für einige

Wochen über Wasser zu halten. Es sind ja doch bei jedem Verein Leute mit praktischer Lebenserfahrung, die einen vollendeten Unsinn gewiß nicht mitmachen würden. Wie ich glaube, wäre es aber überhaupt am besten, wenn die Arbeitsvermittlung für die Entlassenen der Zweig eines wenigstens in den großen Städten zu schaffenden allgemeinen Arbeitsnachweises werden würde. Dann würden manche Dinge viel leichter und geschäftsmäßiger erledigt werden können, und jedenfalls würden die Klagen über die Bevorzugung der Sträflinge endlich einmal aufhören. Die Vereine hätten aber immer noch genug Arbeit, ihre Thätigkeit vollzöge sich jedoch mehr auf sittlichen Gebieten, ohne allen bürokratischen Schematismus. Howard sagt: Mache die Leute fleißig, und du wirst sie ehrlich machen. Das ist ein sehr schöner Ausspruch, aber er ist, wie alle Weisheitsprüche, auch nur cum grano salis zu nehmen. Es giebt auch sehr fleißige Halunken! Der Jurist wird als Hauptkampfmittel gegen das Verbrechen die Strafe ansehen, der Arzt wird daneben hygienische Maßregeln empfehlen, der Volkswirt wird sich von der Regelung der Arbeitsverhältnisse und Abstellung gewisser sozialer Mißstände den größten Nutzen versprechen. Der Pädagoge und Theologe wird die Erziehung von Charakteren und zwar religiösen Charakteren betonen. Obwohl nun Reinkulturen von Juristen, Medizинern, Politikern, Theologen und Pädagogen heutzutage kaum noch vorkommen, vielmehr jeder über seinen Zaun hinwegsieht und bei dem andern zu lernen sucht, so wird man doch in der Regel das am meisten schätzen, was der eignen Berufsthätigkeit am nächsten liegt, und so möchte ich auch, ein altes Wort entsprechend verändernd, sagen: Die Seele der Fürsorge ist die Fürsorge für die Seele. Denn das ist auch ganz meine Meinung, und darin stimme ich dem Verfasser des von mir angefochtenen Aufsatzes vollkommen bei, daß wirkliche Not nur selten die Ursache der Verschuldung des Gefangnen gewesen ist, wenigstens bei weitem nicht die einzige Ursache, man wird sogar da, wo die Not zweifellos des Menschen besseres Ich überwältigt hatte, fast immer finden, daß die eigentliche Ursache in dem Leichtsinne, der Glaubenslosigkeit, im mangelnden Rechtsgefühl des Gefangnen zu suchen ist. Es giebt sehr arme Menschen, die sich eher den kleinen Fingern abbißen, als daß sie unredlich handelten, ihre Religion, ihr Ehrgefühl, ihr Rechtsbewußtsein hindert sie daran. Darum möchte ich es als eine Hauptaufgabe der Fürsorge ansehen, dem Entlassenen wieder zu einem religiösen und sittlichen Halt zu verhelfen. Vielleicht haben ähnliche Gedanken es veranlaßt, daß die Geistlichen und Gemeindefürsorge für die Fürsorge mobil gemacht worden sind; einmal bedeutet das eine starke Vermehrung der Arbeitskräfte, zumal an Orten, wo ein Verein mehr als überflüssig wäre, dann aber kann man es auch von der Kirche und ihren Organen wohl erwarten, daß sie ihre Aufgabe nicht lediglich materiell auffassen. Für außerordentlich heilsam würde ich es ferner ansehen, wenn die Entlassenen, falls nicht andre Gründe dagegen sprechen, gezwungen werden könnten, in ihre Heimat zurückzukehren. Davor haben sie freilich vielfach eine heillose Scheu, sie möchten nicht als räudige Schafe heimziehen, und doch habe ich gefunden, daß die, die sich freiwillig dazu bewegen ließen, es nur selten bereut haben. Die heimatische Luft enthält wunderbare Heilkräfte, die wir nicht unbenutzt lassen dürfen, dort ist auch die Einwirkung von Mensch zu Menschen noch am vollkommensten zu erreichen. Freilich steht dem das Freizügigkeitsgesetz entgegen, an das niemand gern rührt, aus Furcht, an die Wand gemalt zu werden. Wenn es aber geht, gewisse Orden in ihrem Wohnsitz zu beschränken, so müßte es auch bei Verbrechen möglich sein, da sie ja mindestens keine geringere Gefahr für die Sicherheit des Landes vorstellen.

An Stelle der Fürsorgevereine werden in dem Aufsatz die Arbeiterkolonien dem allgemeinen Wohlwollen empfohlen, ja der Verfasser möchte ihnen sogar den

Goldstrom zufließen lassen, der bisher die Kassen der Fürsorgevereine füllte, denn von ihnen glaubt er, daß sie bessere Früchte hervorbringen würden. Ich gönne den Arbeiterkolonien von Herzen dieses Lob, glaube aber doch, daß sie das nicht leisten können, was von ihnen für den Kampf gegen das Verbrechen gefordert wird. So mancher Vorwurf, der uns gemacht worden ist, trifft die Kolonien in derselben Weise. Die Beschäftigungsarten, über die sie verfügen, gleichen den unsrigen wie ein Ei dem andern, oder vielmehr, sie sind noch bedeutend eintöniger und noch weniger geeignet, einen tüchtigen Arbeiter anzulocken. Die eine Kolonie hat landwirtschaftlichen Betrieb, eine andre beschäftigt die Leute mit Tischlerei, Bürstenbinderei, Strohhilfsfabrikation, Holzzerkleinern und Forstarbeiten, wobei zu bedenken ist, daß zu den Tischlerarbeiten wohl nicht ohne weiteres jeder kommen wird. Und daß zu den Arbeiterkolonien nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Entlassenen hinstrebt, ist jedem Strafanstaltsbeamten bekannt. So lange der Gefangene noch einen Funken von Mut und Kraft in sich spürt, denkt er nicht an die Kolonie, erst wenn er nach seiner Entlassung mit seinem bißchen Mut und Kraft zu Ende ist, mag er sich dazu entschließen, dort anzuklopfen. Nur die allerheruntergekommensten Gefangenen wollen unmittelbar von der Anstalt dahin übersiedeln. Ich glaube übrigens, daß den Vorständen der Arbeiterkolonien an dem massenhaften Zuwandern der Sträflinge gar nicht viel liegt, denn soviel ich weiß, ist es gar nicht die eigentliche Bestimmung der Kolonien, die bestrafte aufzunehmen, sondern sie wollen für den unbescholtenen Arbeiter und Handwerker eine Zuflucht in drangvollen Zeiten sein und es verhindern, daß der Wandrer zum Strolch und Verbrecher wird. Ich weiß sehr wohl, daß heute die Arbeiterkolonien in der That eine Unmenge Bestrafter aufnehmen, befürchte aber, daß das Zusammenleben so vieler brüchig gewordener Existenzen eine schwere Gefahr für die Bessern unter den Kolonisten bedeutet. Ähnlich steht es mit den Asylen für weibliche Entlassene. Grundsätzlich ist es, glaube ich, vorzuziehen, diese in den Dienst einer Herrschaft zu bringen. Da dies jedoch bei einer Reihe weiblicher Entlassener, besonders bei den der Prostitution verfallenen nicht immer angeht, so bieten die Asyle eine willkommene Hilfe, namentlich auch deswegen, weil sie solche Mädchen, die der Hausarbeit entwöhnt sind oder gar nichts davon verstehen, zum Eintritt in einen Dienst vorbereiten. Arbeiterkolonien, Asyle und Fürsorgevereine sind keine Konkurrenten, sondern Bundesgenossen. Die Vereine sichern sich auch häufig durch einen Geldbeitrag das Recht, Entlassene, denen sie sonst nichts bieten können, dahin zu überweisen.

Zimmermann erzählt im Münchhausen eine sehr drollige Geschichte von den Ziegen auf dem Helikon, die einen Mistkäfer und eine Schweißfliege zu anständigen Leuten machen wollten. Das Widersinnige der Geschichte, das, was einem etwa das Recht geben könnte, von Humanitätsdusel zu reden, liegt darin, daß sich die guten Ziegen bemühen, die beiden Geschöpfe aus dem Schmutze herauszuziehen, auf den sie nun einmal die Natur hingewiesen hat, und in dem sie in ihrer Art nützliche Zwecke erfüllen. Bei der Pflege der Entlassenen handelt es sich aber nicht darum, daß Menschen ihrem eigentlichen Lebenszweck entfremdet, sondern daß sie wieder auf das Ziel hingelenkt werden sollen, das die Bestimmung unsterblicher Seelen ist. Wenn etwa die Fürsorgevereine nun unzureichendes leisten, oder gar fehlerhaft verfahren, so sollte man sie anspornen, zurechtweisen, aber ihre reinen und edeln Absichten sollte man wenigstens anerkennen. Orden und Ehrenzeichen, Lob und Anerkennung haben die Männer und Frauen, die einen Teil ihrer Zeit und Kraft für diese Aufgabe opfern, nicht zu erwarten, daß, was man eine dank-

bare Aufgabe nennt, ist die Fürsorge nun einmal nicht. Wenn sich dennoch Leute aus allen Ständen in den Dienst dieser Sache stellen, so kann man überzeugt sein, es handelt sich nicht um eine Schulle, sondern um eine ernste Pflicht.

Im Kampf der Meinungen verliert man leicht den Blick ins Große und Weite und klammert sich an allerlei kleine Dinge an. Es möge darum zum Schluß noch einmal der Blick auf den gewitterschweren Hintergrund des Fürsorgewesens hingerrichtet werden. Das Verbrechertum schwillt zusehends an, auch die deutsche Jugend ist in steigendem Maße an der Kriminalität des Landes beteiligt. Das fordert jeden, der menschlich, vaterländisch und christlich denkt, auf, sich an der Abwehr des Verbrechertums zu beteiligen und verhüten zu helfen, daß immer mehr von dem gefunden Leben des Volks abbröckelt und verloren geht. Dazu hilft auch die Fürsorge für die entlassenen Strafgefangnen, und sie wird viel helfen, wenn wir nicht schmollend und zweifelstüchtig zur Seite treten, sondern fröhlichen Herzens Hand anlegen, was gut ist stützen, was fehlerhaft ist bessern.



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Don Fritz Anders

Neue Folge

### 14. Das musikalische Kränzchen



Es giebt Zeiten, in denen gewisse Wahrheiten epidemisch werden; sie beherrschen das Menschengemüt, sie werden in Prosa und Poesie ausgesprochen, sie verdichten sich zu Thatfachen. Dies sind die Zeiten, in denen große Dinge, Staaten, Verfassungen, Erfindungen geboren werden. In eine solche Zeit fällt auch die Gründung des musikalischen Kränzchens für Proßlau und Umgegend. Nebenbei möge bemerkt werden, daß Proßlau ein kleines Landstädtchen ist, in dem außer der Apotheke, dem Schwan, der Geistlichkeit und dem Amtsgericht nicht viel los ist. Aber die Umgegend ist wohlhabend. Dort giebt es nicht allein eine Zuckerfabrik, sondern auch die „Schlösser“ derer von Beschwitz, sowie die „Herrschaft“ des Barons von Kranz und auch mehrere Domänen und sonstige Großgrundbesitze.

Es hat sich nicht feststellen lassen, von wem eigentlich der Vorschlag gemacht worden ist, man solle sich jeden Monat einmal im Schwan zu Proßlau zu einem musikalischen Kränzchen zusammenfinden. Daß es ein musikalisches Kränzchen sein sollte und müßte, stand als selbstverständlich von vornherein fest. Man hätte ja auch so zusammenkommen können, aber das hat doch keine Art. Es muß ein Mittelpunkt da sein, um den man sich gruppiert. Zum Beispiel Musik. Musik ist das bequemste; sie ist am leichtesten zu haben und am billigsten, wenigstens die Musik, die man selbst macht. Dies war die Überzeugung, die in Proßlau und Umgegend latent war. Es bedurfte nur eines glücklichen Augenblicks, in dem sie ausgesprochen wurde, und das Kränzchen entstand. Anders, sagte Herr Gorgaß,